

Orte für Gottes Wort

Wie kommen wir in eine andere pastorale Zukunft?

Bei einer Fortbildung mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Diözese Linz zum Thema „Glaubenskommunikation“ habe ich diese, nach einem kurzen Impuls zu den „Zeichen der Zeit“ und ihrer Bedeutung für die Pastoral, aufgefordert, für mehrere Stunden durch die Stadt Linz zu gehen.¹ Sie sollten sich treiben lassen, Orte aufsuchen, an denen sie sonst vorbeigehen, schnell und mit einem großen Bogen. Sie sollten mit besonderer Achtsamkeit ihre Umgebung wahrnehmen, die Gerüche, die Stimmen und Sprachen, die Gesichter und die Kleidung. Und sie sollten sich auch dafür Zeit nehmen lassen um wahrzunehmen, welche Gedanken, Gefühle in ihnen hochsteigen.

Am Nachmittag kamen alle wieder zusammen, um die Erfahrungen, Beobachtungen und Reflexionen miteinander zu teilen und weiter voranzutreiben. „Mir sind Menschen aufgefallen, die ich sonst nie im Blick habe“, sagte eine Teilnehmerin. Eine andere erzählte, dass sie das erste Mal in ein großes Shoppingcenter am Rande der Stadt gefahren sei. Sie war erstaunt, wie viel dort an einem Mittwochvormittag los war. Es ist ihr bewusst geworden, dass an diesem Ort alles im Modus des Konsums formatiert ist.

Eine Ordensfrau hatte sofort die Idee, endlich den Mut aufzubringen und die Punks anzusprechen, die mit ihren Hunden in der Einkaufszone sitzen. Das „Hallo“ fiel leichter als gedacht. Aber auf die Frage, warum sie denn auf der Straße leben würden, gab es keine Antwort. Die Schwester war enttäuscht.

Ein Teilnehmer ist auf seinem Weg durch die Stadt das erste Mal in die Filiale einer bekannten Parfümeriekette hineingegangen. Er berichtete davon, dass sogleich eine Verkäuferin auf ihn zukam, sich nach

¹ Vgl. Christian HERWARTZ, *Brennende Gegenwart. Exerzitien auf der Straße (Ignatianische Impulse 51)*, Würzburg 2011.

seinen Wünschen erkundigte. Es wurde akzeptiert, dass er erst einmal nur schauen wollte. Nach einiger Zeit bemerkte eine andere Verkäuferin, dass es vielleicht jetzt doch an der Zeit für Hilfe war. Sie hatte fragende Blicke richtig entziffert. Und am Ende hatte er nicht nur einen Duft gefunden, sondern war mit Duftprobe und einer Gesichtspflegecreme für Männer beschenkt worden, was er in der Gruppe verschämt erzählte. Er sagte uns, dass er mit einem richtig guten Gefühl aus dieser Parfümerie weggegangen sei.

Dies sind Splitter einer intensiven Nachlese zu punktuellen Erfahrungen und Wahrnehmungen von pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in der Stadt Linz.² Aber in diesen Erfahrungen kommt meines Erachtens etwas Bedeutsames für die Pastoral zum Ausdruck: Das, was im Kontakt mit Menschen an befremdenden Orten, in ungewöhnlichen Lebenslagen geschieht, stellt die Frage nach Gottes Wort. Man lernt, wo Gott zu orten ist, obwohl man ihn dort nicht erwartet, und woraufhin pastorale Arbeit sich überschreiten muss, um ihn zu entdecken.

1. Verschämte und verschwiegene Diskurse – Anfragen für die Pastoral

Die pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter haben sich auf den Vorschlag eingelassen, die angestammten Orte und Wege, Gewohntes und Vertrautes bewusst einmal zu verlassen und sich auf unbekanntem Terrain zu bewegen. Herausfordernd war die Bitte, weil dies den bekannten Rhythmus durchkreuzt. Denn in der Regel kommen die Menschen zu den Seelsorger/innen. Sie kommen, um Liturgie zu feiern, die Aktivitäten der Pfarrgemeinde zu planen oder die Jugendgruppe zu besuchen. In diesem Modus wird ferner deutlich: Allgemein wird davon ausgegangen, dass die Menschen an diesen Orten etwas bekommen, was es so woanders nicht gibt. Doch diese Annahme ist ein Trugschluss:

² Die Hinwendung zu konkreten Zusammenhängen und ihre Bedeutung für die Offenbarungssituation, also die Erwartung, dort Worte Gottes zu hören, findet sich schon bei Ignatius von Loyola und zwar im Begriff der „compositio loci“. Vgl. Nicolas STANDAERT, *The Composition of Place. Creating Space for an Encounter*, in: <http://www.theway.org.uk/Standaert.pdf> [20. August 2014]; Hugo RAHNER, *Die „Anwendung der Sinne“ in der Betrachtungsmethode des hl. Ignatius von Loyola*, in: ders., *Ignatius von Loyola als Mensch und Theologe*, Freiburg i. Br.–Basel–Wien 1964, 344–469.

Um eine spirituelle Praxis zu leben, muss man schon lange nicht mehr in einen Gottesdienst gehen. Aktiv sein und sich auf etwas Größeres, quasi Transzendentes, hin überschreiten, das können Menschen auch bei einem Fußballspiel. Es gibt Jugendliche, die lieber in die Jugendstunde der Jungfeuerwehr gehen als in die MinistrantInnengruppe.

Der Wechsel von der Einladung zum Unterwegssein ist ein Wagnis, aber er bietet auch Chancen: Menschen kommen in den Blick, die sonst nicht wahrgenommen werden. Und die Themen, die in einem Raum eingeschrieben, ja vorgegeben sind, fallen auf. Denn in Räumen sind Diskurse präsent. Räume sprechen eine deutliche Sprache, wenn man sie achtsam wahrnimmt. Im Shoppingcenter heißt der Diskurs Konsum. Menschen, die sich dort einfach so aufhalten, sind nicht vorgesehen und nicht erwünscht. So gibt es z. B. nur wenige konsumfreie Sitzplätze. Das ist ein effektiver Schutzschild gegen jene, die kein Zuhause haben, ihr Hab und Gut in Plastiktüten mit sich herumtragen, ungepflegt sind, schlecht riechen. Diese sollen niemandem die Kauflaune verderben. An diesem Ort zeigt sich, wie die Gesellschaft getaktet ist: in Öffnungszeiten. Und was in ihr wichtig ist: Konsum. Die Folgen dieser Figuration sind ebenfalls offenkundig und nehmen zu.³ Und so wird mit einem Mal die Frage nach der Gerechtigkeit laut. Sie stellt sich räumlich ein.

Die Ordensfrau in der Gruppe hat diese Muster nicht beobachtet, sondern sie wusste sogleich, wo sie jene finden kann, die ausgeschlossen sind – in der Einkaufsstraße, bettelnd. Sie wollte das Gespräch, hat all ihren Mut aufgebracht. Jedoch musste sie feststellen, dass ihr Interesse wie bloße Neugierde wirkte. Sie wollte wissen, wie man auf der Straße landen kann. Diese Frage stößt in einen Privatbereich vor, den es auch dann gibt, wenn man auf der Straße lebt. Das musste die Schwester erfahren. Sie hat keine Antwort bekommen. Und in der Reflexion musste sie erkennen, dass sie in der Art gefragt hat, wie sie es selbst ebenfalls nicht mag. Wenn man sie unmittelbar danach fragt, wie man sich für einen solchen Lebensweg entscheiden kann. Sie war erschrocken und gleichermaßen berührt. Dass diese Erkenntnis am Ende ihrer Erkundung stehen würde, damit hatte sie nicht gerechnet.

Den Kunden der Parfümerie hat die Professionalität überzeugt. Die Mitarbeiterinnen haben die richtige Balance aus Nähe und Distanz, Respekt und Aufmerksamkeit gefunden. Und er fragte sich am

³ Vgl. Zygmunt BAUMAN, *Verworfenenes Leben. Die Ausgegrenzten der Moderne*, Hamburg 2005.

Ende, wann er das letzte Mal mit einem so zufriedenen Gefühl eine kirchliche Veranstaltung verlassen habe. Die Erkundung hat für ihn die Frage nach der eigenen Professionalität geweckt und das Ziel vor Augen geführt, auch daran arbeiten zu wollen, dass in seiner Pfarre die Leute rundum zufrieden nach Hause gehen.

Diese Beispiele beinhalten in ihrer Exemplarität bedeutsame Hinweise für die Pastoral als Kommunikation des Glaubens. Sie zeigen auf, dass Pastoral es grundsätzlich mit den Menschen zu tun hat, die es an konkreten Orten gibt. Es geht in diesen Begegnungen um Kommunikation auf Augenhöhe. Am deutlichsten hat das wohl die Ordensfrau in ihrer Begegnung mit den Punks auf der Straße erfahren. Jedoch gilt gleichermaßen: Wer hinausgeht, sich aussetzt, riskiert nicht nur etwas, er oder sie bekommt auch etwas zurück.⁴ Man erhält die Chance, für andere Bedeutung zu erlangen, eine Autorität zu werden. Man kann in der Begegnung mit anderen die eigenen Schwächen überwinden. Man kann ungeahnte Entdeckungen über andere und eine/n selbst machen. In solchen Entdeckungen kann sich eine Dimension Gottes einschreiben.

Ansätze einer so verstandenen Pastoraltheologie werden gegenwärtig sowohl im Fach als auch in Diözesen intensiv diskutiert. Es geht um die Frage, ob Pastoral sich von den Sozialformen des heutigen kirchlichen Lebens her versteht und hier in besonderer Weise von den Pfarren her, oder ob sie sich von den tatsächlichen Problemen und Fragestellungen der Menschen her konstituiert, für die dann flexible Sozialformen zu entwickeln sind.⁵ Pastoral, die sich so versteht, ist dann gerade auch dort präsent, wo die Dinge nicht so gut laufen, man nicht weiter weiß und keine Worte hat oder das „Unbehagen an der Immanenz“ (Charles Taylor) an einem, an einer nagt. An diesen Orten stellt sich die Frage nach der Offenbarung des Wortes Gottes in der Geschichte, in den Lebensgeschichten der Menschen hier und heute. In diesen Zusammenhängen erweist sich, ob im pastoralen Handeln „die Offenbarung Gottes wirksam wird und religiöse sowie soziale Autorität eröffnet. [...] Die

⁴ Vgl. Hans-Joachim SANDER, Vom religionsgemeinschaftlichen Urbi et Orbi zu pastoralgemeinschaftlichen Heterotopien. Eine Topologie Gottes in den Zeichen der Zeit, in: Christoph Böttigheimer (Hg.), Zweites Vatikanisches Konzil. Programmatik – Rezeption – Vision (QD 261), Freiburg i. Br.–Basel–Wien 2014, 157–179, hier 170.

⁵ Vgl. Rainer BUCHER, Liquidierungen. Der Verkauf von Kirchen und die aktuelle Neukonstellation pastoraler Orte, in: Angelika Büchse/Herbert Fendrich/Philipp Reichling/Walter Zahner (Hg.), Kirchen – Nutzung und Umnutzung. Kulturgeschichtliche, theologische und praktische Reflexionen, Münster 2012, 31–46, hier 43.

Pastoralkonstitution zeigt die konkrete Verortung der Offenbarung auf, indem sie bei der Not des Lebens ansetzt, die Menschen verstummen lässt und sprachlos macht.⁶

Solche Orte finden sich nicht nur in den Pfarrgemeinden, sondern ebenso in Caritaseinrichtungen, Schulen, Altenheimen, Bahnhöfen oder in den Einkaufszonen der Cities. Deswegen tut der Blick über die Grenzen der Pfarre not, um Gottes und der Menschen willen. Deutlich wird das in den pastoraltheologischen Diskursen und Vorhaben, die sich mit einer Pastoral in Netzwerken auseinandersetzen, in der es kein Zentrum mehr gibt, sondern eine Vielzahl von Akteuren, die miteinander in Beziehung stehen.⁷ Oder in jenen Bereichen, wo man sich klar für profilierte Angebote wie Jugendkirchen, Zentren für christliche Spiritualität oder Trauerpastoral ausspricht und milieusensibel Pastoral zu gestalten sucht.⁸

Allen Entwürfen ist gemeinsam, dass sie sich auf den Wunsch von Menschen nach Individualität und Entscheidung einstellen. Aber diese Individualisten sind bisweilen auch „anlehungsbedürftige Einzelgänger“, die auf der Suche nach einer doppelten Gnade sind: Sie möchten ein eigener Mensch sein, aber sie wollen es nicht allein sein müssen. Ihre Individualität soll bestätigt und zugleich transzendiert werden. Daher begeben sie sich auch auf die Suche nach temporären Gemeinschaften. Sie favorisieren zeitlich und räumlich begrenzte Kontakte, passagere Zugehörigkeiten, partielle Identifikationen. [...] Sie wollen ein eigener Mensch sein und bleiben, ohne dabei gesellschaftlich oder spirituell zu vereinsamen.⁹ Die pastorale Antwort kann dann nur lauten, viele verschiedene, „vernetzte und konkurrenzfrei“¹⁰ handelnde Orte anzubieten. Und an diesen stellt sich die Frage, ob und wie Gottes Worte vernehmbar werden.

⁶ Hildegund KEUL, Befragbar sein – sprachfähig werden. Das Anderswort der Offenbarung in postsäkularer Kultur, in: Thomas Franz/Hanjo Sauer (Hg.), Glaube in der Welt von heute. Theologie und Kirche nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil. Bd. 2: Diskursfelder, Würzburg 2006, 403–423, hier 417.

⁷ Vgl. Helmut EDER, Kirche als pastorales Netzwerk. Chancen und Konsequenzen einer operativen Kirchenkonzeption (Werkstatt Theologie 21), Wien 2012.

⁸ Vgl. Matthias SELLMANN/Caroline WOLANSKI (Hg.), Milieusensible Pastoral. Praxiserfahrungen aus kirchlichen Organisationen, Würzburg 2013.

⁹ Hans-Joachim HÖHN, Postsäkular. Gesellschaft im Umbruch – Religion im Wandel, Paderborn–München–Wien–Zürich 2007, 44–47.

¹⁰ Rainer BUCHER, Liquidierungen (s. Anm. 5), 31–46, hier 44.

2. Orte und Gottesworte

Ob Gott etwas zu sagen hat jenseits von Liturgie und kirchlichem Bindendiskurs, ist in unserer Gesellschaft immer weniger offenkundig.¹¹ Die Worte Gottes müssen erlauscht und entdeckt werden, „in einer Kultur, die sich selbst nicht als religiös versteht, aber dennoch ein offenes Ohr hat für Erleuchtungen aller Art“¹². Zugleich muss Gott so zur Sprache gebracht werden, dass er wieder Gehör finden kann. Es geht dabei um nicht mehr oder weniger als um die Autorität der Worte Gottes im Hier und Jetzt, um die Überlieferung des Evangeliums in Wort und Tat.

Diese Zusammenhänge führen direkt zur Offenbarungskonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils *Dei Verbum* und zur Pastoralkonstitution *Gaudium et spes*. Die Pastoralkonstitution markiert die Zusammenhänge, „wo die Offenbarung Gottes in der Welt von heute in Erscheinung tritt“¹³. Pastoral ist der Ort, wo die Worte Gottes wirksam werden. Dabei ist zur Kenntnis zu nehmen, dass das Konzil „die Weitergabe der Offenbarung von der Offenbarung selbst“¹⁴ unterscheidet. Gottes Wort verweist auf die Taten Gottes in der Geschichte. Diese werden durch die Worte verständlich, und „sie erschließen deren Sinn und Bedeutung“¹⁵. Von daher macht das Konzil deutlich: „Das Offenbarungsgeschehen ereignet sich in Tat und Wort, die innerlich miteinander verknüpft sind: die Werke nämlich, die Gott im Verlauf der Heilsgeschichte wirkt, offenbaren und bekräftigen die Lehre und die durch die Worte bezeichneten Wirklichkeiten; die Worte verkündigen die Werke und lassen das Geheimnis, das sie enthalten, ans Licht treten.“ (DV 2)

In besonderer Weise trifft dies für Jesus Christus zu. „Er hat in Wort und Tat das Evangelium vom Reich Gottes verkündet. Er ist das Reich Gottes in Person.“¹⁶

Schrift und Tradition entspringen, „[d]emselben göttlichen Quell“, wie es in *Dei Verbum* 9 heißt. „Es gibt nur eine Quelle der Offenbarung –

¹¹ Vgl. Hildegund KEUL, Befragbar sein – sprachfähig werden (s. Anm. 6), 403.

¹² Ebd., 405 f.

¹³ Ebd., 147.

¹⁴ Elmar KLINGER, Armut. Eine Herausforderung Gottes. Der Glaube des Konzils und die Befreiung des Menschen, Zürich 1990, 136.

¹⁵ Ebd.

¹⁶ Ebd.

den sich offenbarenden Gott.¹⁷ Deswegen stehen Schrift und Tradition nicht „über dem Wort Gottes, sondern werden von ihm konstituiert“.¹⁸

Dieses Verständnis der Offenbarung ist nicht nur dogmatisch bedeutsam, sondern auch pastoral relevant. Der Glaube ist eine Offenbarung. In *Gaudium et spes* 11 heißt es: „Der Glaube erhellt nämlich alles mit einem neuen Licht, enthüllt den göttlichen Ratschluß hinsichtlich der integralen Berufung des Menschen und orientiert daher den Geist auf wirklich humane Lösungen hin.“

Wer von Gott spricht, steht demnach vor der Aufgabe, mit eigenen Worten die Taten Gottes zu entziffern und im eigenen Tun Gottes Worte zu erklären.¹⁹ Beides geschieht in jenen Räumen, in denen sich Geschichte und Biografien abspielen. Insofern zeigt sich in der Pastoral, wo die Kirche „steht und wer sie ist“.²⁰ Und was sie sagt, wird an dem gemessen, was sie tut. Ihre Worte haben keine Bedeutung, „wo sie nicht hinter ihnen steht“.²¹ Denn das Handeln der Kirche „besitzt Offenbarungsqualität im strikten Sinn“.²²

Das zur-Sprache-Kommen Gottes ist jedoch „nicht bloß ein *Sprechereignis*“²³, sondern auch ein Tun, das etwas bewirken, Zusammenhänge verändern will. Kirche ist kein Selbstzweck. Sie hat, wie Dietrich Bonhoeffer 1944 an sein Patenkind schreibt, die Aufgabe, „Träger des versöhnenden und erlösenden Wortes für die Menschen und die Welt zu sein. [...] Alles Denken, Reden und Organisieren in den Dingen des Christentums muß neugeboren werden [...]. [D]as Wort Gottes [ist; HW] so auszusprechen, daß sich die Welt darunter verändert und erneuert. Es wird eine neue Sprache sein, vielleicht ganz unreligiös, aber befreiend und erlösend, wie die Sprache Jesu, daß sich die Menschen über sie entsetzen und doch von ihrer Gewalt überwunden werden, die Sprache einer neuen Gerechtigkeit und Wahrheit, die Sprache, die den Frieden Gottes mit den Menschen und das Nahen des Reiches verkündigt.“²⁴

¹⁷ Hildegund KEUL, Befragbar sein – sprachfähig werden (s. Anm. 6), 412.

¹⁸ Ebd.

¹⁹ Vgl. Elmar KLINGER, Armut (s. Anm. 14), 139.

²⁰ Elmar KLINGER, Kirche und Offenbarung. Die neue Systematik in der Theologie, in: MThZ 54 (2003), 127–140, hier 139.

²¹ Ebd.

²² Ebd.

²³ Ulrich H. J. KÖRTNER, Theologie des Wortes Gottes. Positionen – Probleme – Perspektiven, Göttingen 2001, 47.

²⁴ Dietrich BONHOEFFER, Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft, hg. von Eberhard Bethge, mit einem Nachwort von Christian Gremmels, Gütersloh ¹⁶1997, 156 f.

Auch in der Gegenwart kann der Eindruck entstehen, dass die Kirche sich nur um sich selber dreht. Sie hat ihren Binnenraum, aber der trennt sie zunehmend von den Lebensräumen der Menschen. Und da nimmt es nicht wunder, dass es immer schwerer fällt, sich in der Zeit und mit der Zeit aufzustellen. Wer sucht schon dort nach Orientierung und Trost, wo der Fokus auf binnenkirchliche Diskurse und Muster hin ausgerichtet ist?

Pastoral hat sich von den Menschen und der Zeit her zu verstehen und dabei das „Verstummen der Sprache des überlieferten Glaubens [...] als *Schweigen Gottes*“²⁵ zu begreifen und zwar als ein beredtes Schweigen.²⁶ Dort, wo es keine passenden Worte mehr zu geben scheint, entsteht ein Leerraum, der Nichtvorhandenes sichtbar, den Mangel deutlich und die Sehnsucht offenkundig macht. Wenn es gelingt, dieses Schweigen auszuhalten, tastend nach Worten für das Unsagbare zu suchen, öffnet sich ein Raum, in dem sich Offenbarung ereignen kann. Solche Worte können nicht erzwungen werden, aber es ist möglich, darum zu bitten.²⁷ Was damit gemeint ist, beschreiben Verse aus dem Gedicht „Psalm“ von Ingeborg Bachmann eindringlich. Dort heißt es: „In die Mulde meiner Stummheit leg ein Wort.“²⁸ Wer so bittet, dem können Worte geschenkt werden, die trösten, die stärken, die lieblosen und berühren. Solche Worte sind offenbarende Taten. An den Orten, an denen um sie gebeten wird und sie gesprochen werden, weisen sie über das Gewohnte und Bekannte hinaus. Aber diese Worte tun not, inmitten des Lebens, in und außerhalb der Kirche, und daran wird sich auch entscheiden, welche Zukunft anvisiert wird.

3. Wie kommen wir in eine andere pastorale Zukunft?

Die Frage nach einer Zukunft, die nicht einfach nur die lineare Fortschreibung des „Status quo ante“²⁹ sein soll, war schon auf dem Zweiten

²⁵ Ulrich H. J. KÖRTNER, *Theologie des Wortes Gottes* (s. Anm. 23), 60.

²⁶ An dieser Stelle ist auf die Debatte zur Negativen Theologie in der systematischen Theologie zu verweisen. Vgl. Alois HALBMAYR/Gregor Maria HOFF (Hg.), *Negative Theologie heute? Zum aktuellen Stellenwert einer umstrittenen Tradition* (*Questiones Disputatae* 226), Freiburg i. Br.–Basel–Wien 2008.

²⁷ Vgl. Hildegund KEUL, *Befragbar sein – sprachfähig werden* (s. Anm. 6), 420.

²⁸ Ingeborg BACHMANN, *Sämtliche Gedichte*, München 1998, 65.

²⁹ Harald WELZER, *Selbst denken. Eine Anleitung zum Widerstand*, Frankfurt a. M. 2013, 14.

Vatikanischen Konzil ein Thema. Das wird u. a. auch daran deutlich, dass vorliegende Entwürfe, wie auch der erste Entwurf der Konstitution *Dei Verbum* („De fontibus revelationis“³⁰), zurückgewiesen und Konstitutionen (wie *Gaudium et spes*³¹) und Dekrete (wie *Nostra aetate*³²) formuliert wurden, woran im Vorfeld des Konzils die wenigsten gedacht hatten. Das Konzil ließ sich darauf ein, ein neues Programm für die Kirche zu formulieren. Aber dafür fehlte es zunächst an Worten.³³ Es war klar, dass „im Modus der Erfahrung“³⁴ keine echte Lösung für die Situation der Kirche in der Welt von heute zu finden war, denn die Voraussetzungen dafür waren ihr abhandengekommen. Auf dem Konzil findet die Kirche zu einer neuen Sprache. Sie richtet sich an alle Menschen und ist ein wichtiger Impuls, dass das Wort Gottes auch im Heute zu einer Autorität werden kann.³⁵

Diese Erkenntnis scheint inzwischen verblasst, und die Verkündigung ist oftmals keine Tat, die Geschichte macht und Geschichten schreibt. Wer Gottes Worte hören will, der oder die soll kommen, und das ist dann die Tat. Ausdruck dessen sind die vielen Einladungen, die in kirchlichen Kontexten ausgesprochen werden. Falsch ist das keineswegs, aber es reicht nicht mehr aus.³⁶ Viele Einladungen laufen ins Leere. Diese Erfahrung gehört inzwischen zum Alltag in den unterschiedlichsten Gliederungen der Kirche. Haupt- und Ehrenamtliche entwickeln Ideen, machen sie öffentlich, und sie erreichen doch nur noch wenige und meist die ohnehin schon Bekannten. Das ist auf Dauer frustrierend.

³⁰ Vgl. Helmut HOPING, Theologischer Kommentar zur Dogmatischen Konstitution über die göttliche Offenbarung *Dei Verbum*, in: Peter Hünemann / Bernd Jochen Hilberath (Hg.), Herders Theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil. Bd. 3, Freiburg i. Br.–Basel–Wien 2005, 695–831.

³¹ Vgl. Hans-Joachim SANDER, Theologischer Kommentar zur Pastoralconstitution über die Kirche in der Welt von heute *Gaudium et spes*, in: Peter Hünemann / Bernd Jochen Hilberath (Hg.), Herders Theologischer Kommentar (s. Anm. 30), Bd. 4, 581–886.

³² Vgl. Roman A. SIEBENROCK, Theologischer Kommentar zur Erklärung über die Haltung der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen *Nostra aetate*, in: Peter Hünemann / Bernd Jochen Hilberath (Hg.), Herders Theologischer Kommentar (s. Anm. 30), Bd. 3, 591–693.

³³ Vgl. Hildegund KEUL, Befragbar sein – sprachfähig werden (s. Anm. 6), 411.

³⁴ Harald WELZER, Selbst denken (s. Anm. 29), 14.

³⁵ Vgl. Hildegund KEUL, Befragbar sein – sprachfähig werden (s. Anm. 6), 411.

³⁶ Vgl. Hans-Joachim SANDER, Postmetropolis und Kirche. Die Präsenz des Evangeliums in heutigen Stadtlandschaften, in: Theologie im Fernkurs, Katholische Akademie Domschule Würzburg: Im Blickpunkt. Mitteilungen 42 (2012), 1–5, hier 4f.

Eine Möglichkeit aus dieser Sackgasse herauszukommen ist es, nach vielfältigen Formen und Zeichen des Glaubens zu suchen. Zum Beispiel an Orte zu gehen, wo Fragen und Themen im Raum stehen, denen die Kirche nicht ausweichen kann und darf. Dazu ist es zunächst einmal unerlässlich, achtsam für die Herausforderungen zu werden, die sich an Orten für den Glauben und das Evangelium zeigen. Dabei werden Standardantworten und Standardformate wohl kaum ausreichen. Es ist vielmehr erforderlich, inmitten der Widersprüche menschlicher Existenz, in Auseinandersetzung mit anderen religiösen Angeboten „Rede und Antwort zu stehen“³⁷, auch dann, wenn die Antwort nicht einfach über die Lippen kommt, sondern tastend gefunden werden muss. Es ist unausweichliche Zumutung, herausfordernden Orten und Fragen nicht auszuweichen, auch wenn sie zunächst erst einmal sprachlos machen.

Zudem ist es notwendig, die eigenen Erfahrungen zu relativieren und nicht alles und jeden in die Kategorien des „Kenne ich“ und „Weiß ich“ einzuordnen. Bekannte Strategien und Handlungsmuster funktionieren nicht automatisch, und Gewohnheit kann lähmen, „weil sie dazu führt, dass man ein Ereignis vorzeitig für etwas hält, was schon mal vorgekommen ist und was man daher wie üblich betrachtet und behandelt“³⁸.

Perspektivisch wird es in der Pastoral wohl immer mehr darum gehen, sich kreativ irritieren, anfragen zu lassen, so wie es die Seelsorger/innen in der Fortbildung gemacht haben. Diese Form der Aufmerksamkeit für Orte und Personen bewirkt fortdauernde Aktualisierung von Wahrnehmungen und Interpretationen und schützt vor unrealistischen Konzepten. Eine so formatierte Pastoral hat Ziele und setzt auf Charismen von Haupt- und Ehrenamtlichen. Sie fördert Vernetzungen in und über die eigenen Reihen hinaus. Sie nutzt Potenziale, schenkt den Mitarbeitenden Vertrauen und Respekt und ist fehlerfreundlich. Auf diese Weise können neue Ideen und Projekte entwickelt werden, die in den gewohnten Mustern kaum möglich sind.³⁹

Unbestritten ist die Bewegung auf andere Orte hin immer ein Wagnis und risikoreich, aber Erfahrungen zeigen, dass an diesen Orten Personen erreicht werden, mit denen sonst kaum ein Kontakt möglich ist. Diese Pastoral steht nicht mehr einzig dafür, dass es die Menschen sind,

³⁷ Hildegund KEUL, Befragbar sein – sprachfähig werden (s. Anm. 6), 422.

³⁸ Harald WELZER, Selbst denken (s. Anm. 29), 142.

³⁹ Vgl. Martin WRASMANN, Gottesdienste für Menschen, die nicht zur Kirche gehen, in: Lebendige Seelsorge 65 (2011), 284–289, hier 286 f.

die Distanz überwinden, wenn sie in die Kirche kommen. Diesen Weg beschreiten ohnehin „nur die Treuesten der Treuen“⁴⁰. Von daher ist es geradezu notwendig, sich aufzumachen, unterwegs zu sein, sich den Menschen zu nähern. Dann sind Orte für Gottes Wort nach wie vor der Kirchenraum, das Klassenzimmer, das Krankenbett, der Friedhof, aber auch die Einkaufspassage, der Warteraum im Bahnhof, die Galerie oder das Fitnessstudio.

⁴⁰ Christoph THEOBALD, Evangelium und Kirche, in: Reinhard Feiter/Hadwig Müller (Hg.), *Frei geben. Pastoraltheologische Impulse aus Frankreich (Bildung und Pastoral 1)*, Ostfildern ²2013, 110–138, hier 137.